

Daten verbinden, Versorgung verbessern

Das Zürcher Softwareunternehmen the i-engineers entwickelt digitale Brücken für das Gesundheitswesen: Mit der Health Engine werden Daten aus Spitälern, Systemen und Geräten zusammengeführt und nutzbar gemacht. CEO Severin Summermatter über Fokus, Wachstum und digitale Souveränität – und den jüngsten Grossauftrag in Deutschland.

VON THOMAS BERNER

Die Digitalisierung im Gesundheitswesen schreitet voran. Ganz vorne mischt auch das Zürcher Softwareunternehmen the i-engineers mit. Für ein neues interoperables Patientenportal in Deutschland lieferte the i-engineers die technische Lösung. Das Projekt war vergleichsweise riesig: Über 140 Spitäler mit 35 000 Betten werden mit dieser neuen Plattform abgedeckt – nahezu die gesamte Spitalkapazität der Schweiz. Doch bis zur Umsetzung dieses Projekts war es ein weiter Weg. Wie sich the i-engineers von einem «normalen» IT-Dienstleister zu einem Spezialisten für das Gesundheitswesen entwickelt hat, erfahren wir von CEO Severin Summermatter.

Herr Summermatter, erzählen Sie: Wie ist the i-engineers entstanden, und wer steht hinter dem Unternehmen?

«Je komplexer ein Bereich ist, desto wohler fühlen wir uns.»

SEVERIN SUMMERMATTER: Bei der Gründung war ich selbst noch nicht dabei. Ins Leben gerufen hat das Unternehmen 2002 mein Vater Peter Summermatter zusammen mit einem Kollegen. Es handelte sich dabei um eine Ausgründung aus einer anderen Firma. Der Ausgangspunkt war ein Auftrag für zwei grosse Spitäler: Man suchte damals eine Lösung, um Patienteninformationen und Akten an verschiedenen Orten verfügbar zu machen. Daraus entstand ein Produkt, weil man merkte, dass der Bedarf

weit über diesen einen Fall hinausging. Die Lösung wurde also auch im öffentlichen Sektor und im Finanzsektor eingesetzt. Vor rund zehn Jahren haben wir uns dann

aber bewusst entschieden, uns vollständig auf das Gesundheitswesen zu fokussieren. Die Firma war überschaubar gross, und wir wollten uns nicht verzetteln, sondern unser Know-how dort bündeln, wo der Bedarf am grössten ist – und das war eben das Gesundheitswesen.



Severin Summermatter, CEO des IT-Unternehmens the i-engineers, das in Deutschland ein grosses Digitalisierungsprojekt bei Krankenhäusern umsetzen durfte

Das Gesundheitswesen ist komplex. Inwiefern ist genau diese Komplexität ein Vorteil für Sie?

Ja, je komplexer ein Bereich ist, desto wohler fühlen wir uns. Unsere Leute sind sehr gut ausgebildet und arbeiten gern an komplexen Problemen. Im Gesundheitswesen gibt es viele Schnittstellen, viele Systeme und viele Datenquellen. Genau dort können wir unsere Stärken ausspielen.

Wer gehört heute zum Unternehmen?

Mein Vater ist immer noch im Unternehmen, heute als Verwaltungsratspräsident und Mehrheitsaktionär. Inzwischen gibt es rund 14 Aktionäre, darunter auch Mitarbeitende. Die Geschäftsleitung haben wir verjüngt; ich bin seit fünf Jahren CEO.

Aber trotzdem hat man den Eindruck, dass the i-engineers trotzdem noch ein wenig wie ein Startup funktioniert.

Ja, und das ist uns auch wichtig. Wir haben eine gute Kultur, engagierte Leute und viele junge Mitarbeitende. Wir haben keine Mühe, gute Leute zu rekrutieren. Viele kommen von der ETH zu uns, weil sie ein angenehmes Umfeld, ein schönes Büro mitten in Zürich und eine sinnstiftende Arbeit suchen. Der Standort Zürich ist ein riesiger Software-Hotspot. Die grossen Techfirmen ziehen Talente an, aber nicht alle wollen dort arbeiten. Das hilft auch uns. Wir sind inzwischen rund 80 Mitarbeitende und profitieren davon, dass es im Markt genügend gute Leute gibt.

Wie international ist Ihr Team?

Vor allem deutschsprachig. Unsere Kunden sind im DACH-Raum, und die bevorzugen meist Deutsch. Wir haben zwar auch Mitarbeitende, die nicht so gut Deutsch sprechen, aber insgesamt sind wir klar auf den deutschsprachigen Markt ausgerichtet. Durch das Grossprojekt in Deutschland erhielten wir aber viel Aufmerksamkeit, und es besteht auch in anderen europäischen Ländern Interesse an unserer Lösung.

Sprechen wir also über Ihr zentrales Produkt, die Health Engine. Was leistet sie?

Wir verstehen uns eher als Ergänzung zu bestehenden Systemen. In einem Spital

gibt es unzählige Geräte, Applikationen und Datenquellen. Unser Ziel ist es, diese Daten in einer Patientenakte zu konsolidieren. Da geht es um Blutdruck, Laborwerte, Röntgenbilder, Austrittsberichte, administrative Informationen. Diese Daten sollen dann über einfache Schnittstellen wieder nutzbar werden.

Wer nutzt diese Daten vor allem?

Die Plattform gehört dem Spital, und das Spital entscheidet, wer was damit machen darf. Typische Anwendungen sind Patientenportale, über die Patientinnen und Patienten Termine einsehen, Berichte abrufen oder eigene Messwerte erfassen können. Die Plattform ist offen, sodass darauf viele Applikationen laufen können. Dank der Unmenge an Daten sind viele Use Cases möglich, oder man kann automatisiert Berichte erstellen lassen, die dann ins elektronische Patientendossier geladen werden können.

Also zahlreiche Möglichkeiten. Wie schwierig ist denn die Integration mit bestehenden Systemen?

Sehr anspruchsvoll. In einem grösseren Unispital können über 400 Schnittstellen vorhanden sein. Manche Hersteller sind modern aufgestellt, andere weniger. Gerade im Umfeld von Klinik-Informationssystemen (KIS) hat sich viel bewegt, auch weil die Regulierung in Deutschland Offenheit bei Schnittstellen zunehmend verlangt. Inzwischen sehen auch die Hersteller, dass Offenheit allen nützt.

Zurück zum erwähnten Grossauftrag in Deutschland. Worum ging es bei diesem Projekt namens Mein-Krankenhaus.Digital?

«Das Projekt hat ein eigenes Ökosystem geschaffen, das wir weiter nutzen wollen.»

Es ging um ein interoperables Patientenportal im Rahmen eines Förderprojekts. In Deutschland gab es dafür ein Krankenhaus-Zukunftsgesetz mit Fördermitteln. Unser Vorteil war, dass wir bereits Vorarbeit geleistet hatten und eine Lösung aus einer Hand anbieten konnten. Daraus wurde dann das mit Abstand grösste Projekt unserer Firmengeschichte. Es ging um 140 Kliniken und rund 35 000 Betten. Das hat unsere Kundenbasis um etwa 50 Prozent erhöht. Der Impact ist enorm, auch für unsere Wahrnehmung nach aussen.

Worin besteht der grösste Nutzen dieser Lösung?

Im Zentrum steht der Patient. Er kann Termine einsehen, begleitet werden und besser verstehen, was mit ihm passiert. Gleichzeitig zeigt sich ein grosser Mehrwert in der Kommunikation zwischen den einzelnen Spitälern. Gerade bei Überweisungen kann man so Informationen wesentlich besser austauschen.

Die Lösung in Deutschland könnte ja auch eine Benchmark für die Schweiz sein. Wie viele Schweizer Spitäler nutzen Ihre Software bereits?

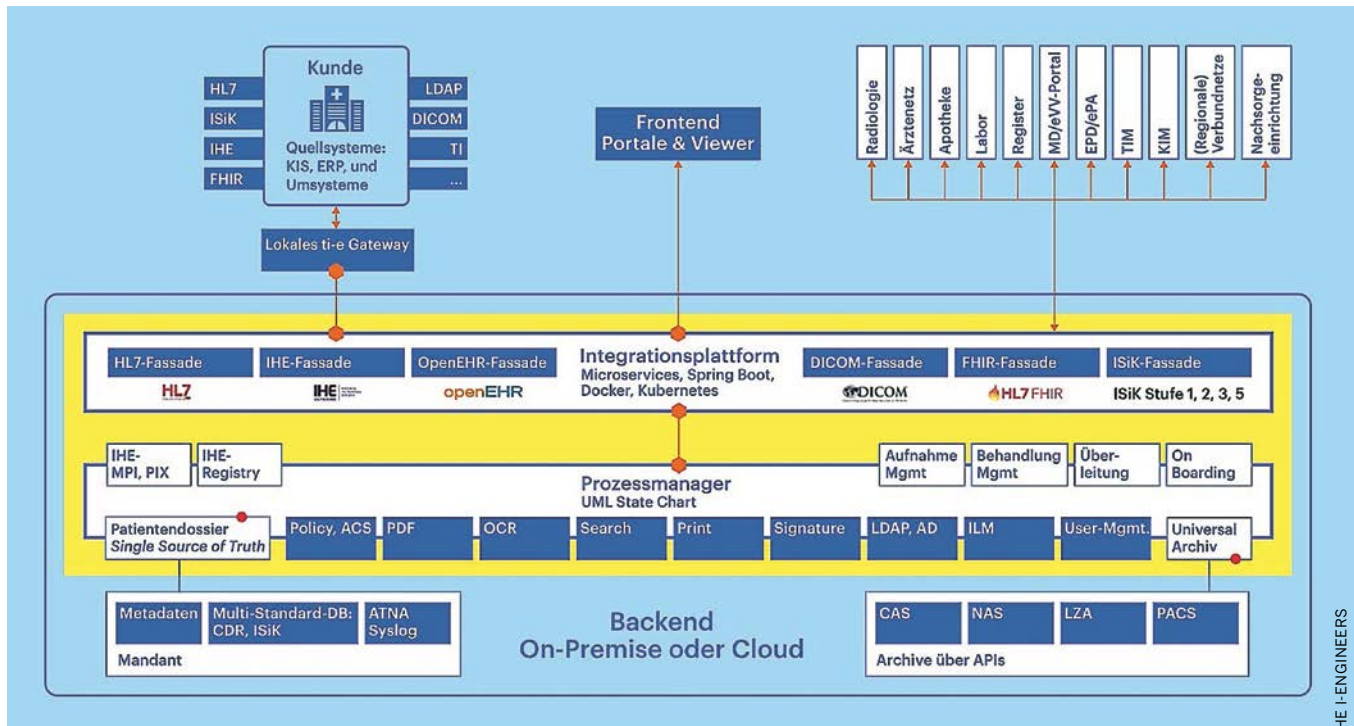
Vor allem in der deutschsprachigen Schweiz sind wir gut verbreitet. In etwa 50 Kliniken steht unser System im Einsatz, zumeist in öffentlichen Spitälern, aber auch in Arztpraxisgruppen.

Wie wichtig ist bei Ihren Projekten auch das Thema digitale Souveränität?

Das war im Gesundheitswesen schon immer ein Thema. Viele unserer Lösungen laufen deshalb direkt im Spital, oft sogar im eigenen Keller. Digitale Souveränität ist aber ein fließender Begriff: Von Gesundheitsdaten auf Wearables bis zu Spitaldaten gibt es sehr unterschiedliche Ebenen. Wichtig ist, dass man als Patient weiss, wo die Daten liegen und welche Rechte man hat.

In der stark regulierten Gesundheitsbranche: Welche Rolle spielen da auch Zertifizierungen?

Sie sind sehr wichtig, vor allem international. Wir sind aktuell auf dem Weg zur Norm ISO 27001. In Deutschland haben wir bereits das BSI C5-Testat, das sogar ge-



Systemaufbau der health-engine, einer Interoperabilitätsplattform-as-a-Service aus der Cloud.

setzung relevant ist. Das war ein grosser Aufwand, aber machbar.

Welche Unterschiede gibt es z. B. zwischen Deutschland und der Schweiz? Ist man in Deutschland strenger?

Die Regulierungen sind im Grundsatz in beiden Ländern ähnlich. In der Schweiz pflegt man vielleicht eher einen Ansatz von mehr Selbstverantwortung: Man beurteilt die Risiken selbst und entscheidet, welche man zu tragen bereit ist.

Wie geht es für Ihr Unternehmen nun weiter? Noch mehr Internationalisierung?

Im DACH-Raum sind wir aktuell in Deutschland und der Schweiz aktiv; Österreich wäre der logische nächste Schritt. Gleichzeitig schauen wir auch auf Opportunitäten in Nord- und Benelux-Ländern. Wir bauen keinen Markt um jeden Preis auf, sondern prüfen gezielt, wo es Sinn ergibt.

Hat das Grossprojekt auch Ihre Organisation verändert?

Ja, stark. Vor drei Jahren waren wir nur halb so viele Mitarbeitende. Wir mussten die Mannschaft in kurzer Zeit verdoppeln und die Kultur danach wieder nachziehen. Zusätzlich haben uns Partner und Subunternehmen unterstützt, vor allem im Projekt-

management. Das Projekt hat ein eigenes Ökosystem geschaffen, das wir weiter nutzen wollen.

Wie wird sich auch Ihr Produkt weiterentwickeln? Wird noch mehr KI eingesetzt werden?

KI ist bei uns schon lange ein Thema. Ohne eigene KI-Lösungen wirkt man in unserer Branche schnell als veraltet. Deshalb werden wir dieses Jahr mit einer KI-basierten Neuerung aufwarten. Eines unserer Hauptziele bleibt aber, mit unserer Lösung dem Alltag in einem Spital einen Teil der Komplexität zu nehmen. Denn weil die Erfassung von Daten immer normaler wird – wir sprechen z. B. von Kameras in Notfallstationen, die gleich erkennen, ob jemand Fieber hat oder nicht – bedeutet das nicht gleichzeitig eine Vereinfachung. Hinzu kommt, dass die Medizin immer häufiger disziplinübergreifend arbeitet und deshalb der Informationsaustausch entscheidend ist.

The i-engineers

The i-engineers entwickeln seit 2002 Softwareprodukte für das Gesundheitswesen und bieten mit der health-engine® eine Lösung zur Digitalisierung von Prozessen in Krankenhäusern. Bereits über 400 Kliniken aller Grössen mit über 100'000 Nutzenden setzen das Produkt in den Bereichen Universelle Datenhaltung, Integrationsplattform und Workflow-/ Prozessmanagement ein. Die health-engine verfügt über 40 Module. Das Unternehmen hat seinen Hauptsitz in Zürich und weitere Teams an den deutschen Standorten in Münster und München.

> www.tie.ch